

Nachtragkredite kommen. Der Abschluß stellt sich also um 421,431 Fr. besser als anlässlich der Budgetierung vorgehen werden mußte. Das Ergebnis, das bei der zum Teil sehr knappen Budgetierung nicht so ohne weiteres erwartet werden dürfte, stellt der Sparsamkeit unseres Stadtrates sowie des städtischen Verwaltungspersonals ein gutes Zeugnis aus.

### Margau.

Baden. — In Nr. 455 der „N. Z. Z.“ wurde kurz berichtet, daß die Bäderstadt zwei neue Bankinstitute erhalte. Ergänzend sei dazu bemerkt, daß die Marg. Hypothekbank und die Kantonalbank Filialen hier errichten. Die Kantonalbank besaß bisher schon ein Gebäude, in dem aber nur das Normalienbureau des Vereins schweizerischer Maschinenindustrieller, das jetzt nach Zürich übersiedelt, untergebracht war; nun wird dieses Haus auf Ende des Jahres zur Eröffnung einer Kantonalbankfiliale umgebaut. Zukünftig wird Baden fünf Banken besitzen. — Wie wir vernehmen, haben die Baudirektionen der Kantone Zürich und Margau den Konzeptionsentwurf für ein neues Wätinger Kraftwerk bereinigt und dem Stadtrat von Zürich vorgelegt, der dazu Stellung nehmen wird.

### Ungarnreise.

R. v. W. Zwischen Preßburg und Győr. Eine breite, ungepflasterte Straße. Der helle, dicke Staub läßt sie glatt und eben erscheinen wie eine frisch macadamisierte Chaussee des Automobilparadieses im Fernen Westen. Auf beiden Seiten weite Felder, Wägen, Roggen, Rüben. Es ist noch nicht die ungarische Tiefebene, nicht die Steppe. Die Fläche ist nicht glatt wie ein See Spiegel bei Windstille. Hier eine kleine leichte Welle, dort eine schwache Senkung; keine Hügel, keine Gruben; Niveauunterschiede von einigen Fuß bloß. Wäldungen, die den Sohn der Berge nicht stören, die er kaum bemerkt. Für ihn ist das die Ebene, für ihn ist es das Erlebnis des weiten, unbegrenzten Horizontes, wenn auch einzelne Bäume, ferne Wälder und die hohen Stangen der Hopfenfelder die Kreislinie unterbrechen, wenn auch der Dunst die blauen Züge der kleinen Karpathen, im Westen, nicht völlig verschleiert.

Wir saufen durch die stille einsame Gegend. Nur ganz weit in der Ferne steht man Rauchsäulen, ahnt man menschliche Behausungen — Gehöfte, Dörfer, kleine Städte vielleicht. — Plötzlich steht das Auto. Ein Pfahlbaum, blau-weiß-rot, versperrt den Weg. Hinter Bäumen am Begrande entdeckt man ein Haus, ein Häuschen, eine Baracke. Ein Soldat in Abakiumform steht davor, lehnt frage an die Wand. Er nimmt unsere Pässe, wirft einen müden Blick auf uns, zieht einen Stempel aus seiner Tasche, drückt ihn auf ein unbeschriebenes Blatt unserer schon zur Genüge verschmierten Ausweisschriften. Wir fahren wieder. Dreißig Schritte bloß. Wieder ein Pfahlbaum, grün-weiß-rot diesmal, wieder ein Häuschen und wieder ein Soldat davor, auch in Abaki, aber mit roten statt mit grünen Lizen und mit unverkennbaren Kardaverschnürungen. So sieht hier die tschechisch-ungarische Grenze aus. Kein Fluß, kein Graben, kein Hügel, kein Berg, überhaupt nicht die geringste Erhebung, keine Bäume, kein Wald, nichts, aber auch gar nichts, was den Eindruck einer natürlichen Scheidung zweier „Länder“ erwecken könnte. Zwei Pfahlbäume, zwei Häuschen, einige Soldaten, das ist alles, dann nichts mehr als einzelne Steine auf den weiten Feldern, nichts bis zur nächsten Straße, meilenweit.

Die Magyaren sind auf vieles stolz, auf ihre Geschichte, ihren Mut, ihre Treue, ihre Kunst, ihre Bitterwasser, kurz auf was die meisten Völker sich etwas einzubilden pflegen. Eine Spezialität, auf die sie mit Recht besonders stolz sind, ist ihre Pferde zuucht. Eines der berühmten Gestüte ist Babolna, das Gestüt der Araber und Lipizaner. Babolna ist ein Glanzpunkt Ungarns, Babolna mußte ich sehen. Der Vorsteher empfing uns mit großer Liebenswürdigkeit. Eigentlich brauche es die Bewilligung des Agrarministeriums, erklärte er. Eigentlich ja, aber der Herr Oberst konnte jeden Tag auf dem Rücken der edelsten Pferde dahinjagen und er hatte deshalb wenig Lust, kümmerliche Paragraphen zu reiten. „Schweizer sind Sie, lieben Pferde, möchten das Gestüt sehen, aber ja, selbstverständlich.“ Babolna ist ein kleines Land für sich. Im Zentrum befindet sich die Residenz: das Verwaltungsgebäude. Ein hübsches ungarisches, zweistöckiges Landhaus. Ueber dem Eingange hängt das Wappen, unter der Krone mit dem schiefen Kreuz. Links und rechts an das Zentralgebäude angebaut, zwei etwa hundert Meter lange Flügel: die Stallungen für die Elite, für den Stamm des Gestütes. Was für Stallungen! Sie sehen aus wie moderne Dampfbäder: weiß gepflasterter Boden, weiß getünchte Wände, auf Rädern lautlos laufende Türen. „Keine Sonnenfalle!“ bemerkt mein ungarischer

Freund und wirft mir einen schelmischen Blick zu. Die Pferdewärter tragen die Kantonnenmensuniform der alten Husaren: rotes Mütchen, rote Hosen, weiße Bluse. Sie nehmen Stellung an, wenn wir kommen; melden, stramm, militärisch, aber trotzdem mit einer gewissen Eleganz und Anmut. Eine große Anzahl davon sind noch Buben: Kriegswaisen, die hier als Pferdewärter ausgebildet werden. Hübsche, gesunde, fröhliche Buben. Um das zentrale Hofeisen gruppiert sich im Kreis alles was zum Gestüte gehört: Reitbahnen, Wagenstuppen, Häuser der Beamten, Stallungen der Fohlen, die Gebäude der Landwirtschaft und schließlich die meilenweiten Felder und Weiden. In einer der Scheunen war ich tief gerührt, liebe Eidgenossen zu treffen: siebzig Simmentaler Kühe, in Reih und Glied, flankiert von zwei riesigen Stieren.

Wir fahren hinaus auf die Weiden. Die Fohlen sind noch draußen; vierjährige und ganz junge, Jahrgang 1927. Die Zeilos (Pferdehirten) knallen mit ihren langen Peitschen drauflos, uns zum Empfang. Die Fohlen kommen auf uns zu, ganz zahm, beschnuppern uns, lassen sich streicheln, fressen Zucker aus unserer Hand. Einer der Herde sieht entsetzt komisch aus. Er ist ganz grau, hat lange Ohren, einen dünnen Schweif... ein Esel, ohne Zweifel. Welche vulgäre Gesellschaft für reine Araberfohlen. Ein Witz? frage ich. Oh nein! Der Esel hat seine soziale Funktion, erklärt mir unser Führer. Wenn die Pferde scheu werden und davon rasen, dann bleibt der Langohr stehen, frisst einfach weiter oder stiert stumpfsinnig seinen Gefährten nach. Das hat eine beruhigende Wirkung auf die Pferde und sie kommen friedlich zurück.

Wir fahren Donauabwärts. Es ist dunkel geworden. Die Nacht ist hereingebrachen. Wir rasen. Die Straße ist breit und gerade, Begegnungen rar, Dörfer selten, Autos fallen gibt es nicht. Die Donau liegt neben uns, fließt träge und lautlos. Sie und da kreuzen wir einen Schleppdampfer, einmal ein hell erleuchtetes Schiff, einen Schnelldampfer, der flussaufwärts stampft, um im Morgengrauen Wien zu erreichen. Lichter tauchen auf, immer mehr; wir sind in Komárom. Seltsame Stadt. Der Hauptteil liegt auf unserer, auf der rechten Seite der Donau: der ist ungarisch geblieben. Ein Quartier jedoch liegt jenseits der Brücken und das ist nun tschechisch. Die armen Leute dort drüben, so gute Tschechen sie geworden sein mögen, haben keine Arbeit, keine Schulen, keine Kirche, keinen Bahnhof, nichts mehr. Eine ganz besonders geniale Erfindung landesunföndiger Diplomaten am grünen Tisch.

Esztergom, der Sitz des Fürstprimas von Ungarn. Ein gottverlassenes Nest, trotz dem hohen Patronate. Niedrige, schmucklose Häuser, verwahrloste Straßen, spärliche Beleuchtung. Aus diesem Bilde menschlicher Unvollkommenheit und irdischer Armut ragt ein felsiger Hügel. Auf ihm steht die imposante Basilika: Ein gewaltiger Kuppelbau, eine unverkennbare Kopie des Pantheon in Paris. Gegen Norden, gegen die Donau zu, fällt der Berg steil ab. Eine massige Mauer stützt die Terrasse, auf die die Kirche gebaut ist. Wir stehen auf dem Walle. Der breite Strom ist weit hin sichtbar. Von Abend kommt er, aus dem Dunkel, aus der Ferne, wo die Lichter ganz klein und schwach sind, fließt vor uns vorbei gen Morgen, verschwindet hinter den steilen Hängen des Predigerstuhles. Links unter uns liegt die Brücke. In der Mitte zwei Lichter, eines grün, eines rot, der ungarische und der tschechische Posten. Jenseits des Flusses ist das Land flach. Das Tal der Garam (Gran), die einige Kilometer weiter östlich in die Donau fließt. Außerst fruchtbares Land. Eine große Kornkammer. Man begreift, daß die Ungarn Mühe haben, sie zu verschmerzen und küstern hinüberschieben. Wir dinieren in einem Gasthose, in dem Hotel von Esztergom. Großer Saal mit massiven Säulen, alles sehr farbig, frischer Anstrich; in den Paprikageruch mischt sich das Parfüm von Delfarben. In einem Winkel feuern die unvermeidlichen Zigeuner. Sonst macht alles einen ganz seriösen Eindruck; und dennoch rühmt man diesem Gasthose nach, für alle etwaigen Wünsche der Gäste vorgesorgt zu haben. Gerade letztes Jahr soll die ganze Garnitur aufgeföhrt und aufgebessert worden sein. „Ja, es macht sich, unser Hotel, es macht sich Esztergom überhaupt!“ sagen die Leute.

Budapest hat eine ganz herrliche Lage. Auf den eleganten Quais, an der schönen, wenn auch nicht immer walzerblauen Donau würde man sich viel eher in einem Dorado von eleganten Müßiggängern wähen als in einer Stadt von drei halben Millionen schwer arbeitender Menschen. Soviel Licht und Luft und Sonne im Zentrum einer so großen Stadt findet sich vielleicht kein zweites Mal auf der ganzen Erde. Man ahnt nicht, daß hinter dem Blockberg, hinter der Burg, hinter der Fischerbastei, die das Stadtbild nach Westen abschließen, als ob sie paradiesische Parle

verbergen würden, der prosaische Teil von Buda erst beginnt. Man merkt auf dem eleganten Corso nichts von den finstern Quartieren, dem Meereschnuckiger und ruhiger Häuser, den vielen Schloten und Hallen, den Stätten des Glanz und der Arbeit, die sich weit nach Osten erstrecken. Keine Stadt weiß so gut le révers de la médaille zu verbergen. Die luxuriösen Hotels, die schmucken Donaudampfer, der unbebaute St. Gellertberg, die vielen Bäder — eines davon, am Fuße des Blockberges, stammt noch aus der Türkenzeit — erwecken durchaus den Eindruck, als ob es sich hier bloß um eine Stätte des Vergnügens und der Erholung handeln würde, ein Dorado, zu dem die upper ten aller Länder flüchten wie an die sonnenigen Gestade der Riviera. Ist es eine Fremdenstadt? Nicht im geringsten. Nicht der zehnte Teil der englischen und amerikanischen Touristen, die jährlich nach Wien pilgern, haben den Mut und die Lust, noch weiter nach Osten vorzustoßen. Erst seit kurzer Zeit gelistet es die Budapestler nach den Dollars und Pfunden und sie versuchen durch Bild und Wort die Welt zu belehren, daß Ungarn nicht in Asien liegt, die Magyaren keine Hunnen sind, daß man ruhig ohne Insektenpulver sich in Budapesthotels wagen darf, daß die St. Gellertquellen Genesung und Verjüngung bringen usw. Ungarn besitzt noch eine reiche, wenn auch durch Nöte aller Arten gequälte, durch Landesformen bedrohte Aristokratie, die nicht zu sparen liebt. Diese oberste Schicht wird, wie immer und überall bewundert und nachgeahmt, von den reichen Industriellen und Finanziers; von der „gentry“, die die Magnaten spielen, bis auch die letzte aller Geldquellen verlegt; von den reichen Bourgeois bis hinab zum „kleinen Manne“, der nach des Tages Arbeit herumspaziert, als ob er soeben von der Jagd oder andern königlichen Vergnügen heimgekehrt sei. Daher stammt das lässige, leichte, spielerische Gepräge der Stadt.

Das Parlamentsgebäude erinnert etwas an das house of parliament in London. Beide moderne Gotik; jenes nüchtern, puritanisch, nordisch, dieses orientalisches, sinnlich, üppig. Alles ist etwas gar prächtig, etwas überladen, einen Ton zu goldig. Der Ungar liebt überhaupt das Reiche, das Imposante, das Farbige, die Pracht. Man kann sich vorstellen, was für Blüten um die Jahrhundertwende der Juden und Jugendschlücker hier getrieben hat. Seltsam ist es wie wenig dies stört, wie gelassen man diese Absurditäten auf sich nimmt. Man ist überhaupt nicht kritisch gestimmt in Budapest. Man ist viel und gut und stark, und ebenso trinkt man viel, und gut, und stark; man wird sinnenfreudig; man kriegt Freude an Gold und an Rot, an Größe und Pomp, an Kuppeln und Türmen, und Spitzchen und bizarren Formen allerhand. In diesem pikanten Gemische von morgen- und abendländischer Kultur, in diesem Reichtum an Formen und Farben erträgt man manche Neunjaherjahr-Fassade, von der man sich in Wien oder Paris mit Grauen abwenden würde.

Ungarn hat viel gekämpft und viel gelitten. Es hat sich daran gewöhnt zu kämpfen und zu leiden. Kaum ein Land hat den Krieg so gebüßt wie es. Es hat drei Viertel seines Territoriums eingebüßt, es hat die Invasion der Rumänen erlitten, hat die Schreden roten und weißen Terrors kennen gelernt, aber das magyarische Temperament läßt sich nicht umbringen. Der Ungar ist ein Herrenmensch. Er duckt sich nicht gerne. Er läßt sich nicht befehlen. Mein Freund war einmal auf dem Lande mit seinem Auto stecken geblieben. Er ruft einige Bauern an, sie sollen ihm helfen. Keine Antwort. Ruft wieder. Keine Antwort. Er fragt sie: „Warum wollt ihr mir nicht helfen?“ Antwort: „Sieh denn der Herr nicht, daß wir essen. Wenn wir fertig sind, helfen wir!“ Der Ungar will leben und will gut leben. Er liebt den Wein, er liebt die Liebe, liebt das Spiel, liebt die Musik. Ich habe noch keine Stadt gesehen, die einen so sinnlich lebendigen Eindruck macht.

Leider hat eine sehr starke nationale Bewegung eingesetzt. In allen Tramwagen, auf allen Bahnhöfen hängen Plakate mit der Aufschrift: ich glaube an einen Gott, ich glaube an die göttliche Gerechtigkeit, ich glaube an die Auferstehung Ungarns. Die große Glocke der Basilika in Esztergom (von der ich weiter oben berichtet habe) wird jeden Tag um dieselbe Stunde dreimal wuchtig angeschlagen. Jeder Ungar versteht die Bedeutung dieser drei Schläge: nem, nem, shoha bedeuten sie, das heißt auf deutsch, nein, nein, niemals und dies wiederum will sagen: nein, nein niemals wird Ungarn seine Schändung vergessen. Der Heeresbestand ist durch den Friedensvertrag auf eine kleine Zahl — 30,000 — festgesetzt. Trotzdem glaubt ein großer Teil des Volkes, hauptsächlich der Jugend, an einen baldigen Krieg, an eine „Befreiung“ Ungarns durch die Waffen. Turnvereine, Pfadfinder und ähnliche Organisationen versuchen, die Jugend kriegstüchtig zu machen. Die Augen aller Pazifisten dagegen

sind auf Lord Rothemere gerichtet, von dessen Bestrebungen sie sehnsüchtig und gläubig eine friedliche Besserung der Lage erwarten.